

(Nachdruck verboten.)

14) Die bunte Reihe.

Berliner Roman. Von Friß Mauthner.

Bohrmann stand mit Mascha allein unter der Portiere zum Speisesaal, zwei gute Schritte von den übrigen.

„Mascha,“ rief er leise und leidenschaftlich, „was machen Sie aus mir? Um meines Dramas willen möchte ich in Ihrem Freundeskreise geachtet sein. Anstatt es mich aber vorlesen zu lassen, verhöhnen mich alle wegen meines schlechten Modes. Mascha, was machen Sie aus mir!“

„Ich weiß alles. Sie müssen nett sein. Vetter Felix hat es mir schon erzählt. Er wird Ihnen ein paar verbindliche Worte sagen. Es war dumm von mir, daß ich nicht vorher an Ihre Toilette gedacht habe. Unsere Beziehungen sollten ja rein geistige bleiben.“

Sie streifte dabei seine Finger mit ihrem Handrücken und neigte sich die Lippen mit dem Kinnlein.

„Du mußt nett sein, mein Liebling! . . . Ich werde mit Ihrer Frau darüber sprechen. Mit der werde ich mich schneller verständigen . . . und Sie müssen gehorchen lernen. Sie haben es unterlassen, Fräulein Szekal den Hof zu machen. Ich habe mir aber vorgenommen, Sie zu lancieren, und ich werde es durchsetzen. Ich habe eben vorhin das Blaue vom Himmel heruntergelogen, um die Szekal auf Sie lauern zu machen. Gehen Sie jetzt! Sagen Sie ihr: die Stimme der Ziegler klinge wie ein Blechtopf neben der der göttlichen Mra.“

„Wie kann ich das? . . . Wessen Stimme?“

„Der Klara Ziegler. Dieses Lamm bringt mich noch zur Verzweiflung.“

„Das kann ich nicht sagen, liebe Mascha. Fräulein Szekal spricht wohl mit Orgeltönen, aber die Stimme der andren habe ich nie gehört.“

„So sagen Sie ihr, was Sie wollen: daß sie schön ist, daß Sie sie lieben. Gefährlich ist es ja doch nicht bei der. . . Was die vier nur haben? Da muß doch etwas passiert sein! Gehen Sie hin . . .“

In einer Fensternische des großen Speisesaals stand Lopinsky und hielt Daumen und Zeigefinger an seinen Schnurrbart, als ob er in dieser Stellung verzaubert worden wäre. Herr Neumann, Fräulein Szekal und Santinger sprachen heftig auf ihn ein.

Keiner von ihnen beachtete es, daß Lohndiener eilig dabei waren, den Tisch abzuräumen.

Bohrmann ging gehorsam auf die Gruppe zu, und als alle bei seiner Annäherung schwiegen, sagte er:

„Ich bitte um Entschuldigung . . . ich wollte nicht stören. . . Auf dem weiten Erdenrund kann ich mir keine schönere Königin von Saba denken als . . .“

„Als mich,“ ergänzte die Szekal. „Das ist richtig, lieber Bohrmann. Aber Sie haben ja bei Tisch gehört, daß wir betrogen worden sind. Es ist alles aus. Sie haben ja gehört, daß Lopinsky keine Konzession hat.“

„Und da hat er die Frechheit,“ fügte Herr Neumann hinzu, „das Kronprinzen-Theater pachten zu wollen, ohne Konzession und ohne Geld! Einer mit so 'ne weite Aermel ist mir doch noch nicht vorgekommen.“

„So reden Sie doch ein Wort!“ rief der kleine Santinger Lopinsky zu und Thränen der Wut standen ihm in den Augen. „Wir sind ja alle ruiniert durch Sie; besonders ich. Herr Bohrmann kann sein Stück auch anderswo aufführen lassen. Aber ich! Wo soll ich gleich wieder Dramaturg werden?“

„Ich hätte ja meine Freunde am liebsten veranlaßt, das Kapital für Lopinsky herzugeben,“ rief die Szekal. „Es ist nämlich wahr, es ist sogar bekannt: er hat Glück.“

„Unverschämte ist er,“ sagte Herr Neumann. „Die Geschichte von Ihrem Freunde mit der Konzession . . . hören Sie nur, Bohrmann, er will da irgendwo einen Mann mit 'ner richtigen Konzession wissen, einen Mann mit 'nem schrecklichen Direktornamen . . . nee, Herr, die Geschichte von dem Schmidt und wie er sonst noch heißt, von dem guten Freund, dessen Adresse Sie nicht wissen wollen, ist Mumpitz.“

„Mein Freund existiert,“ brachte Lopinsky endlich hervor, strich seinen rechten Schnurrbart zu Ende und faßte den linken.

„Herr Neumann, ich beschwöre Sie,“ rief Santinger, „lassen Sie uns doch Zeit! Der Mann existiert wirklich, auf mein Wort. Er heißt Schmidt-Lesébvre und sprach in meiner Gegenwart von seiner Konzession, als ob das eine Rente wäre, von der er lebte.“

„Der Mann existiert,“ sagte jetzt auch, und wieder mit dem tragen R, die Szekal. „Ich glaube sogar, daß auch seine Konzession existiert. Und ich weiß auch, daß er die Gewohnheit besitzt, mitunter unauffindbar zu sein. Sein unglückseliger Hang zu alkoholistischen Ausschweifungen . . .“

Lopinsky bewegte langsam seinen schönen Kopf zu einer Berneinung und sagte auch mit dem Zeigefinger „Nein“, indem er ihn schüttelte. Diese italienischen Gesten waren seine Spezialität auf der deutschen Bühne.

„Mein Freund trinkt nicht, er kann nur nicht viel vertragen. Und dann kommt es vor, daß er verschwindet. Aber Schmidt-Lesébvre taucht immer wieder auf.“

Bohrmann hörte auf.

„Ich bitte die Herrschaften um Entschuldigung, aber sprechen Sie von dem Direktor Schmidt-Lesébvre, Conrad Schmidt-Lesébvre?“

„Ja wohl,“ rief Lopinsky und füllte wie emporgeschneilt seinen Frack wieder aus. „Den eben meine ich. Sie kennen ihn?“

„Ich kenne nur eine Dame, bei der Sie seine augenblickliche Adresse erfragen können.“

„Sie?“ riefen Herr Neumann und Fräulein Szekal überrascht. Santinger preßte vor Freude Bohrmanns Arm an sich, und Lopinsky öffnete hochmütig lächelnd die Fäuste, zeigte beide Handflächen wie ein Taschenspieler, der sagen will, das Kunststück sei ganz einfach und ohne Hexerei zu stande gekommen. Laut aber sagte er:

„Nun? Habe ich nicht Glück?“

„Ich will Ihnen was sagen, Lopinsky, holen Sie mir den Kerl auf der Stelle her, und wenn Sie mich nicht belogen haben und die Szekal Wort hält, so werden wir einig.“

„Herr Neumann,“ sagte Herr Lopinsky mit Würde . . . „ich weiß wirklich nicht . . . mir ist, als ob Sie mich vorhin beleidigt hätten.“

„Quatsch. Auf 'm Bau kommt das alle Tage vor.“

„Wollen Sie damit sagen, Herr Neumann, daß man unter guten Freunden nicht empfindlich sein soll, daß Sie sich also als meinen Freund betrachten?“

„Ja, ja. Holen Sie mir den Kerl mit der Konzession her. Bis um zehn 'rum bleiben wir beisammen . . . Mascha! . . . Kommen 'mal schnell 'rüber! Die beiden Herren wollen sich französisch empfehlen. Ich werde Dir das ein andermal erklären. Dein Herr Bohrmann ist unser Retter in der Not. Nur schnell, nur schnell! Nehmen Sie eine Droschke erster Züte.“

In Santingers Raubvogelzügen arbeitete es seit geraumer Zeit. Wieder preßte er Bohrmanns Arm an sich, als ob er ihn für sich allein behalten wollte.

„Verzeihen Sie gütigst, gnädige Frau, aber Direktor Lopinsky ist eine so bekannte Persönlichkeit, sein Verschwinden müßte auffallen. Herrn Bohrmann und mich kennt niemand. Wäre es da nicht besser . . . wir suchten diesen Schmidt allein auf, zu zweien. Oder noch besser, Herr Bohrmann gäbe mir die Adresse. Solche Dinge gehen ja den Dramaturgen an.“

Lopinsky richtete sich hoch auf.

„Eiender Verräter!“ murmelte er. „Ich gehe mit.“

Inzwischen war Mascha mit ein paar Worten verständigt worden und drängte die drei Herren selbst hinaus.

Auf der Treppe wendete sich Lopinsky wieder huldvoll an Santinger:

„Zur Strafe für Ihre verräterische Absicht werden Sie die Droschke bezahlen.“

„Ich habe nichts bei mir,“ rief Santinger ärgerlich. „Herr Bohrmann, wollen Sie so freundlich sein?“

Bohrmann stotterte: „Unglücklicherweise . . . heute zufällig . . .“

„So nehmen wir die Droschke auf Zeit,“ sagte Lopinsky ruhig. „Wir enden dann hier, bei Neumann.“

Nebenan war ein Halteplatz. Lopinsky stieg zuerst ein und forderte Bohrmann auf, neben ihm Platz zu nehmen. Gantinger als Dramaturg müsse rückwärts sitzen. Der Direktor wie der Autor gehören auf den Vorderseß.

Bohrmann nannte seine eigne Adresse. Als der Kutscher, dem Lopinsky ein fürstliches Trinkgeld versprochen hatte, auf den Gaul einhieb, sagte Bohrmann auf Befragen, seine Flurnachbarin sei eine junge Künstlerin Namens Kläre Reymond; die kenne den Aufenthalt des Direktors Schmidt-Lesébvre. Sie habe erst heute wieder ein Schreiben von ihm erhalten, ein demüthiges Schreiben; es scheine ihm nicht zum besten zu gehen.

„Desto besser,“ sagte Lopinsky, und Gantinger rieb sich aufgeregt die Hände.

Während die Droschke in schnellem Trab hinfuhr, beobachtete Bohrmann, daß er für Siegfried doch einige Bonbons hätte mitnehmen sollen. Er hatte nichts als die Tischkarte für ihn.

XI.

Unter den Frankfurter Linden hielt die Droschke vor dem bezeichneten Hause. So wenig unterschied es sich von den benachbarten hohen Mietskasernen, daß Bohrmann sich immer noch, nachdem er drei Vierteljahre darin wohnte, nach der Nummer richten mußte, so oft er heimkehrte.

Als die beiden Herren mit ihm aussteigen wollten, bat Bohrmann, sie möchten ihn im Wagen erwarten. Es sei überflüssig, vier Stockwerke hinaufzusteigen, da er doch nur eine Adresse zu erfragen hätte.

„Ganz recht,“ sagte Lopinsky mit einer wohlwollenden Handbewegung, „wir wollen Ihr Geheimnis ehren. Werten Sie sich das, Gantinger. In Herzensangelegenheiten ist Diskretion Ehrensache. Fliegen Sie, Herr Bohrmann!“

Bohrmann wollte versichern, daß die in Rede stehende Dame . . .

„Fliegen Sie, fliegen Sie!“

Bohrmann eilte die Treppen hinauf. War es immer noch die Wirkung der genossenen Getränke oder empfand er die Wichtigkeit der Pflicht, die ihn heimführte, jedenfalls fühlte er sich gehoben; es freute ihn, dem Schüßling des Fräuleins Reymond eine gute Nachricht bringen zu können.

Vom zweiten Stockwerke ab vernahm er die Melodie: „Es ist ein Hof“ entsprungen“ und erkannte das diuine Stimmchen Siegfrieds; die leise zweite Stimme war die von Fräulein Reymond. Langsam klang er höher.

Oben stand in ihrer offenen Thür Frau Spindler mit einem großen Topf Kaffee.

„So früh retour?“ rief sie dem Lehrer halblaut entgegen.

„Ja passe hier auf, weil in sone große Häuser us 'n Treppen immer was zu sehen is. Und mit wem die Mägens ausgehen. Die Frau Lehrern und Lenchén sind gleich nach Tische von Klunzes abgeholt worden, een Serchanté von die Franzer war noch mit bei. Und da hat sich mein Fräulein natürlich wieder den Friede rüber jelangt. Det höre id mir sehr jerne an, wenn sie so zusammensingen. Een Jartenkonzert kann sich Unferrens doch nich bezähmen.“

Das Blümlein, das ich meine,
Davon Jehobah sagt,
Hat uns gebracht alleine
Maria, die reine Magd.
Aus Gottes ew'gem Rath
Hat sie ein Kind geboren
Wohl zu derselben Nacht.

Bohrmann blieb neben Frau Spindler in der Thür stehen und lauschte andächtig, bis alle Verse zu Ende gesungen waren.

O Gott, uns das verbleib'.

Wie lieblich die beiden Stimmen zusammenklangen. Wie göttig Fräulein Reymond sich Siegfrieds Stimmchen unterordnete. Zu wie guter Gut Siegfried war! „O Gott, uns das verbleib'.“

Auf den Fußspitzen trat er näher, und das Bild, das er sah, war noch lieblicher. Siegfried stand auf dem Tisch und hielt mit seinen Fingern die große Hand seiner Freundin fest, so daß beide, als ob sie von gleichem Buchse gewesen wären, beim Singen die Köpfe aneinanderlehnen konnten. Sie blickten nach der Wand auf den alten Holzschnitt nach Leonardo da Vincis „Abendmahl“. Das war nur aus irgend einem Familienblatt ausge schnitten, aber es nahm sich zwischen

den bunten Rahmen und Oeldruckbildern, zwischen den polierten Möbeln und alten Tischdecken der Stube eigen aus, vornehm.

Fräulein Reymond erröthete, als sie den Lehrer erblickte.

„Sie haben doch nichts dagegen?“ sagte sie.

Bohrmann drückte ihr innig die Hand, kam aber sofort mit wichtiger Miene darauf, was ihn so plötzlich hergeführt hätte. Denn die Gesellschaft wäre noch lange nicht zu Ende. Durch eine glückliche Fügung habe er etwas für den unglücklichen Freund seiner Freundin gefunden. Eine große Hilfe.

„Wie mich das freut!“ rief Fräulein Reymond, und es ging in ihren Augen etwas auf wie Sonnenschein und Sonntagsfreude.

Dann aber vollendete sich in ihm der Gedankengang, den Lopinskys letzte Worte in ihm angeregt hatten.

„Ich will nicht in Ihre Geheimnisse dringen, Fräulein Reymond. Die Welt ist schlecht. Und Ihre Beziehungen zu Herrn Schmidt-Lesébvre . . .“ Auf dem Tischchen unter dem Spiegel lag immer noch der Brief.

„Jetzt bitte ich Sie, zu lesen.“

(Fortsetzung folgt.)

Hebbel.

Seit langer Zeit warte ich auf die Gelegenheit Hebbels „Mabelungen“ zu sehen, um dann über die Bühnenvirkung schreiben zu können. Als sie daher endlich einmal wieder im Spielplan des Schauspielhauses auftauchten, freute ich mich aufrichtig, um so mehr, als ich gute Hebbelansführungen im Schauspielhaus erlebt hatte. Besonders „Herodes und Mariamme“ (mit Matkowsky) war ein Fest und bleibt unvergesslich. Am ersten Abend der „Mabelungen“ spielte nun zwar nicht Matkowsky, sondern ein Herr Hofschauspieler aus Weimar den Siegfried, was eine betrübende Enttäuschung war. Auch sonst war die Aufführung keineswegs gut, aber die Gewalt der Dichtung war stärker als die mäßige Darstellung — man ging erschüttert aus dem Hause. Was einem indes am zweiten Abend geboten wurde, spottet jeder Beschreibung. An den Anschlagäulen fand der Berner Hebbels Geburtstag“ und jennit durfte man erwarten, zu einem Fest und zu einer festlichen Aufführung geladen zu sein. Selbst aber wenn die vorhandenen Kräfte dazu nicht reichten, durfte man zum mindesten erwarten, einer sogenannten „würdigen“ Darstellung beizuwohnen. Aber auch davon war nicht die Rede. Ich habe so etwas an Stimmungslosigkeit, an unfreiwilligen Pausen, an Durcheinander, an Abhängigkeit vom Souffleurkasten in einem Berliner Theater ersten Rangs glücklicherweise nur selten gesehen — selbst bei einer Vorortkammer würde der Direktor in der Garderobe unangenehm werden, wenn die Schauspieler sich so häufig ins Wort fielen, wie es im Schauspielhaus geschah. Um es kurz zu fassen: das Schauspielhaus wählte in seiner sinnvollen Weise gerade den Geburtstag Hebbels, um den Dichter durch eine gewissenlose Aufführung zu verhöhnern. Daß die Schuld bei den Schauspielern zu suchen ist, vermag ich nicht zu glauben. Ich habe dafür zu viel Respekt vor dem Meister, den sie doch ohne Zweifel ihrem Handwerk entgegenbringen — ihrem Handwerk, das auch dann ein nobles Metier bleibt, wenn es keine Kunst ist. Ich kann mir die blamable Erscheinung nicht anders erklären, als daß man das selten gegebene Stück ohne neue Proben herausgeworfen hat — und das ist dann allerdings eine künstlerische Niederlichkeit, deren Reminis am Ende auch mit zwei Theaterabenden nicht zu hoch bezahlt ist. Ich kann nur allerdings über die Bühnenvirkung der „Mabelungen“ nicht schreiben und über ihren poetischen Wert zu schreiben ist ebenso überflüssig, wie über den poetischen Wert etwa des „Faust“ zu schreiben. Um so lieber ist es mir, daß ich Gelegenheit habe, über Hebbel zu schreiben.

Ibsen und Björnson, auch Tolstoj mit seiner „Nacht der Finsternis“ haben in Deutschland Vorbeeren gepflegt, und wir sind die Letzten, darin eine nationale Schwäche oder dergleichen zu sehen. Es ist keine Schwäche, sondern eine Tugend der Deutschen, daß sie auch außerhalb ihrer Grenzen Weisheit wissen und das Gegentheil ist kein Vorzug, sondern ein Verhängnis der Franzosen. Wir haben Björnson viel zu danken, aber am Geburtstag Hebbels wollen wir doch bedenken, daß manches von ihm im Sinne unserer ästhetischen Kultur eigentlich gar kein Drama ist. Von Tolstoj's „Nacht der Finsternis“ gilt daselbe. Wir segnen die Aufführung dieser Sachen darum nicht weniger, denn es sind Dichtungen und das ist immerhin viel. Unre unvergänglichen ästhetischen Traditionen wollen wir darum aber doch nicht vergessen und auch ein wenig daran denken, daß wir in Hebbel und Angenruber zwei moderne Dramatiker besitzen, die von sämtlichen lebenden Dramatikern des In- und Auslands nicht aufgezogen werden. Ohne Schaden geht kein Dichter an der deutschen Theorie des Dramas vorbei und einen wesentlichen Bestandteil dieser Theorie bilden die grandiosen Abhandlungen Hebbels. Ibsen scheint mir unter den Ausländern — soweit man nach seinen Werken und der norwegischen Biographie von Jäger

urteilen darf — derjenige zu sein, der mit der deutschen Theorie am meisten in Verührung gekommen ist. Nicht zu seinem Schaden — seine Dramen halten nicht nur in ihren poetischen Qualitäten, sondern auch in ihrer Totalität der Kritik stand, was bei den übrigen Dramatikern selten genug der Fall ist. Welleicht ist es kein Zufall, daß gerade Ibsen diese Ausnahme bildet. In den Adern dieses Dichters, in dem viele den typischen norwegischen Sonderling sehen, fließt nämlich kein Tropfen norwegisches Blut. Er stammt von einem eingewanderten Dänen und in drei Generationen waren die Mütter eingewanderte Deutsche, was um so mehr sagen will, als Ibsen gerade von der weiblichen Seite viel empfangen hat. Da selbst der norwegische Biograph das Nationalgefühl ist bei den Norwegern eine Leidenschaft) den deutschen Einfluß hervorhebt, darf am Ende auch ich es thun, ohne dem Vorwurf zu verfallen, daß der Geburtslag Hebbels mich über-schwänglich gemacht habe.

Die Leute, die einem großen Manne nie vergeben können, daß er die Fehler seiner Vorzüge hat, die an einem Sängler der sinnlichen Liebe beispielsweise tadelnd bemerken, daß er in gewissen Dingen offenbar leichtfertig gewesen sei — diese Leute also haben entdeckt, daß bei Hebbel ein gewisser Mangel an Gestaltungskraft auf-falle. Es hat damit seine Richtigkeit. Bei vielen seiner Bilder ver-gißt man über den Scharfsinn, der sie fand, ganz die plastische Kraft ihres Ausdrucks. Nur gestatten wir seinem, die Gestaltungskraft Hebbels zu misachten, der nicht zuvor den hohen Flug seiner Gedanken bewiesen hätte. Schließlich haben wir es weniger mit einer Schwäche der Phantasie, als vielmehr mit einer ungewöhnlichen Stärke des Gehirns zu thun. Hebbels Gestaltungs-kraft ist nur dann mitunter schwach, wenn man sie an Hebbels Gedanken mißt — für sich genommen könnte sie ganz gut ein ganzes Schod Dramatiker versorgen, bei denen man nichts von einem Mißverhältnis merkt, weil ihre Seichtigkeit und ihre Gestaltungskraft sich glücklich decken. Wer richtig einen Kaffeehammer auf die Weine bringt, darf noch lange nicht scheitern, weil der Holofernes in „Judith“ nicht ganz gelungen ist. Zudem glaube ich, daß aus dem abstrakten Element in Hebbels Persönlichkeit jene eiserne, fast finstere Strenge resultiert, die mich wenigstens immer aufs neue erschüttert — jene Strenge, die ihn zu dem Wort berechtigte, daß er in diesem Punkt auch dem Größten nicht weiche und daß eine Zeit ihre Royalität gar nicht ärger ver-dächtigen könne, als durch die Zweifel, die sie in die seine setze. Schatepeare, Angenraber, Molière waren sorgloser — alle drei waren übrigens Schauspieler und so war ihnen das Theater vielleicht weniger heilig und für einen lockeren Spaß gerade gut genug, wie ja auch ein Berufsjournalist einer Zeitung nicht ganz so erschauernd gegenübersteht, wie etwa ein weltfremder Leser. Hebbel war streng; er konnte in seinem Schaffen keine Konzessionen, weil er selbst die kleinste bis in ihre Konsequenzen verfolgte und damit zum Verrat kam. Was sein — ich weiß keinen anderen Ausdruck — leidenschaftliches Denken hier und da den Dichtungen genommen haben mag, das giebt er in seiner unerbittlichen Strenge wieder. In dieser Strenge kann man sich ansprechen, wenn der Schwächer der Halben einem das bishen Leben zu verfehlen droht. Ich glaube nicht, daß ich dieser Hebbelschen Strenge in meinem Beruf wäre; aber lieber bisse ich mir die Zunge ab, als daß ich sie und mich durch einen leichtfertigen Wit herabsetze. Wer zur Feier des Geburtstags in seinem Arbeits-zimmer einige festliche Kerzen entzündet, darf es in dem Gedanken thun, daß Hebbel nicht nur ein genialer Dramatiker, sondern in seiner Kunst auch ein ergreifend strenger Mensch war. Mir ist das viel in dieser schalen Zeit. — Erich Schläpfer.

Kleines Feuilleton.

oo. **Einführung.** „Frau Näthin und Fräulein Elly sind im Eßzimmer,“ sagte das Mädchen, während es ihr aus Hut und Mantel half; „Soll ich Sie anmelden, gnädige Frau?“

„Nein, ich gehe schon, lassen Sie nur.“ Sie nickte der Dienerin abwehrend zu, streifte den Pompadour über den Arm und trat in die Vorderkammer. Mit der Sicherheit einer Gutbekannten Schritt sie durch die elegante Zimmerflucht. Aus dem letzten Raum Klang leises Klavierklimper, sie blieb einen Augenblick stehen und horchte, dann drückte sie die Thür leise auf.

Der Wadtsch am Klavier fuhr mit einem Schrei in die Höhe, die Dame im Erker ließ die Stiderei sinken: „Ach, Tante Susse!“ Sie schüttelten einander die Hände, das Wadtschchen sagte sie um den Hals:

„Nein, ist das reizend, Tante Susse, zu nett, daß Du gekommen bist, Tante Susse!“

„Ja, da ich Sonntag doch nicht in der Kirche sein kann, wollte ich wenigstens heute noch hereinschauen.“ Die Tante setzte sich in den Erker neben die Näthin, dann griff sie plötzlich in ihren Pompadour, nahm ein kleines Päckchen heraus und hielt es in die Höhe: „Und nun schau mal her, kleine, was meinst Du, was hier drin ist?“

Elly sah sie einen Moment starr an, dann sprang sie mit einem Jubelschrei an dem erhobenen Arm empor: „Hach, Tante Susse, liebe Tante Susse, hach, das ist ja entzückend!“

Sie hatte sich das Päckchen richtig geangelt und aufgewickelt, nun hielt sie den Inhalt triumphierend in der Hand. Ein goldenes Armband.

„Aber, Susanne,“ sagte die Näthin, „solche Umstände.“

Es war an dem Ton ihrer Stimme zu hören, daß sie mehr erfreut, als ernstlich böse über „die Umstände“ war. Elly hatte die Tante wieder umfaßt und ersuchte sie fast mit Krüssen: „Einzige, süße Tante Susse!“

„Unrecht ist es doch,“ drohte die Näthin, „sie so zu verwöhnen.“

„Na, es ist ja mein Patenkind.“ Die Tante wehrte ab.

„Das trage ich aber in der Kirche,“ sagte Elly. Sie hatte sich ein Hoderchen herangeholt und lauerte darauf zwischen Mutter und Tante nieder.

„Ja, dazu habe ich es auch heute schon gebracht.“ Frau Susanne nickte.

„Es ist zu schade, daß Du nicht in die Kirche kommen kannst; komm doch, Tante.“ Elly schmollte.

„Was nicht geht, geht nicht, Kleine.“ Die Tante strich ihr wieder durch das Haar. „Aber am Nachmittag komme ich. Ja, nun ist er also da, der große Tag!“

Die Näthin seufzte: „Ja, und wir haben noch so viel zu thun!“

„Wirtschaft macht es. Sind denn Eure Kleider schon fertig?“

„Gott bewahre! Gestern wollte die Schneiderin sie bringen und nun kriegen wir sie erst morgen früh.“

„Aber sein wird mein's, Tante!“ Elly jankzte. „Einen Sammetholero kriegen ich, von echtem Sammet und mit Perlen gestickt, und die andern Mädchen sind schon alle wütend, weil keine so was Elegantes kriegt, nicht mal Lehmanns Fiedla. Wenn ich nun noch das Armband umhabe, ei weh! dann plagen sie vor Reid.“

Die beiden alten Damen lachten. „Morgen wollen wir nun noch das Gesangbuch kaufen,“ sagte die Näthin.

„Aber keins mit 'n Sammetbedel.“ Elly rümpfte die Nase. „Mit 'n Sammetbedel das ist nicht fein, das nehmen bloß die aus der Gemeindefchule. Wir Feinen nehmen alle Ledereinband, und 'n Bouquet nehme ich auch nicht, Mama, nur 'n kleines Kreuz aus Beilchen.“

„Ein Bouquet war auch ordinär,“ sagte die Mutter. Tante Susanne stimmte bei. „Ja, nur bloß kein Bouquet, damit gehen alle Wadtschfreuntöchter. Wie wirst Du denn die Haare tragen, Ellychen?“

Die Näthin lächelte: „Darüber liegen wir uns ja noch in den Haaren.“

„Papa will nämlich, ich soll mit 'm Zopf gehn. Ich geh' aber nicht. Keine von den Feinen geht mit 'm Zopf.“ Elly maulte.

„Sollst Du ja doch auch nicht, mein Herzchen, die Friseurin ist ja doch auch schon bestellt.“ Die Mutter klopfte ihr beruhigend die Waden.

„Aber sie muß mir auch die Haare krepfen.“

„Na natürlich, das soll sie auch.“

„Auch mit 'm Welleneisen, Mama?“

„Ja, mit dem Welleneisen.“

„Hurra, mit dem Welleneisen!“ Ellys gute Laune war wieder hergestellt. Sie sagte die Tante nun: „Weißt Du, Tante Susse, damit ärgern wir nämlich Alma Horna! — die Trude Müller und die Käte Schür und ich. Wir gehen doch zusammen zum Altor, und nun lassen wir uns die Haare mit 'm Welleneisen krepfen, und die kann es doch nicht, weil ihre Mutter kein Geld dazu hat, und nun schleht sie sich die Haare bloß mit Wasser kraus und sagt, das Bekrepte wäre Zererei, aber immerich ist sie wütend. Na, wird das 'n Spaß.“ Sie klatschte in die Hände.

„Nichtswürdige Gesellschaft, Ihr! Die Tante wollte sich ausschütten vor Lachen.

„Ja es sind Jöhren,“ die Näthin lächelte gleichfalls. „Na, am Nachmittag zur Feier kommst Du doch, Susse?“

„Selbstverständlich, da bin ich hier!“

„Wir werden so zwanzig Personen sein,“ sagte die Näthin. „Ich habe uns drüben im Restaurant ein Souper bestellt. Fricassée wird es geben und Wildbraten und Eis.“

„Vestel' nur noch Hummermahonnaisse“ — bestellte Elly — Hummermahonnaisse ist Herr Bendler so geru.“

„Wer ist denn Herr Bendler?“ fragte die Tante.

Elly licherde und auch ihre Mutter lächelte verständnisvoll. „Rein Verehrer,“ sagte Elly stolz.

„Sie ist immer mit ihm Schlittschuh gelaufen,“ fügte die Mutter hinzu.

„Und der wird hier sein?“

„Ja, ich habe ihn eingeladen, das junge Volk soll ein bißchen tanzen.“

Elly strahlte über das ganze Gesicht: „Jura studiert er, Tante, und er sagt, wenn er erst mal Amtsrichter ist, wird er mich heiraten. Soll ich Dir mal sein Bild zeigen?“

„Hol es, hol es!“ Die Näthin nickte. „Er hat ihr nämlich sein Bild geschenkt mit einer Widmung. Aber, daß Du nichts meinem Mann davon sagst, Susse, er würde sagen, das sind Quasheiten.“

„Nein, ich verrat' nichts.“ Die Tante sah Elly lachend nach, dann machte sie plötzlich ein ernstes Gesicht: „Ach Gott, ja, wie man alt wird. Jetzt redet die Kleine schon vom Heiraten . . .“

Aus dem Tierleben.

— Der Polarwolf und der Moschusochse in Ostgrönland. Prof. Rathorst veröffentlicht im Januarheft von „La Géographie“ eine interessante Studie über das Vorkommen des Polarwolfs und des Moschusochsen an der ostgrönländischen Küste. Was den Wolf angeht, so kommt Prof. Rathorst zu dem Ergebnis, daß er erst in neuerer Zeit seinen Weg dorthin gefunden hat, und zwar vom Grinnell-Lande her über den Robeson-Kanal um die Nordküste Grönlands herum bis zum Scoresbysund (70 Grad nördlicher Breite). Weder die deutsche Expedition unter Koldewey 1869/70, noch Kapitän Knutsen und die dänische Expedition unter Nyder, 1889 bezw. 1891/92, haben Spuren von Polarwölfen in Ostgrönland entdecken können, während sie seitdem dort mehrfach nachgewiesen und erlegt worden sind, auch von Rathorst 1899 selber. Rathorst schließt daraus, daß die Wölfe erst nach 1892 dorthin gekommen seien. Unterstützt wird diese Ansicht auch dadurch, daß die von früheren Besuchern beobachteten großen und wenig scheuen Rentierherden in Ostgrönland stark dezimiert und die Tiere sehr selten geworden sind — eine Folge der Nachstellungen durch die Wölfe; ebenso und aus demselben Grunde ist auch der blaue Polarfuchs heute in Ostgrönland viel seltener geworden und stellenweise ganz verschwunden, während die Moschusochsen, im polaren Amerika eine beliebte Beute der Wölfe, von ihnen vorläufig noch in Ruhe gelassen werden. Daß die Wölfe den angebotenen Weg um die Nordspitze genommen haben, schließt Rathorst daraus, daß sie von Rares und Greely im nördlichen Grinnell-Lande, von der Polarexpedition 1872 auf der grönländischen Seite und von Peary 1892 in der Independencebai angetroffen wurden. Der Moschusochse kommt heute in folgenden Polargebieten vor: Auf der Nordostküste des amerikanischen Kontinents nördlich von der Linie Fort Churchill—Macenziemündung (mit Ausnahme der Melville-, Galt-Insel); im ganzen Parry-Archipel; auf Ellesmere- und Grinnell-Land; an der Nordküste Grönlands vom 81. Breitengrade ab und an der ganzen Ostküste bis zum Scoresbysund. Auch in dem bekannten Teile Ostgrönlands ist der Moschusochse nicht stets einheimisch gewesen; wenigstens geht aus den Verdicten Scoresbys, Claverings und Sabines hervor, daß er zu Anfang der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts südlich vom 75. Breitengrade fehlt; auch finden sich in den Knochenabfallhaufen der dortigen, heute ausgestorbenen Eskimo-Niederlassungen keine Knochen von jenem Tiere, und in den entdeckten Eskimozzeichnungen auch keine bildlichen Darstellungen. Andererseits hat Rathorst im Franz Josef-Fjord einen sehr alten Moschusochsen-Schädel gefunden, und daraus schließt er, daß der Moschusochse in einer weit zurückliegenden Epoche in Ostgrönland existiert hat, und daß er dann verschwunden ist, um vor nunmehr 70 bis 80 Jahren dort wieder zu erscheinen. —

(„Globe.“)

Aus der Pflanzenwelt.

— Die Kokospalme und ihre Erzeugnisse. Die Kokospalme wird fast überall in den tropischen Gegenden gefunden, und ihre Früchte bilden in vielen Gegenden das hauptsächlichste Nahrungsmittel der Tropenbewohner. Die verschiedenen Abarten dieser Palme, von denen man bisher 30 festgestellt hat, tragen auch verschiedenartige Früchte. Die Größe, das Gewicht, die Form, der Fasergehalt und der Fleischgehalt der Früchte weichen bei den einzelnen Palmarten von einander ab. Die mit Kokospalmen bestandene Fläche wird auf 3 000 000 Acres geschätzt, von denen 1 000 000 Acres auf Südamerika, 250 000 Acres auf Centralamerika und 35 000 Acres auf Westindien entfallen. Die Zahl der Kokospalmen wird auf 300 Millionen Stämme und ihr Ertrag an Nüssen auf 5 bis 6 Milliarden Stück im Jahre geschätzt. In den letzten Jahren hat der Anbau von Kokospalmen sehr zugenommen, und ihre Produkte haben auf dem Weltmarkt an Bedeutung gewonnen. Es sind durchschnittlich 500 Kerne von Kokosnüssen erforderlich, um 1 cwt Kokosöl zu erhalten, und 240 Nüsse, um 1 cwt Koproz herzustellen. Die Kerne dreier Nüsse von durchschnittlicher Größe geben etwa 1 Pfund getrocknete Kerne. Aus den getrockneten Kernen, Koproz genannt, wird Öl gewonnen, welches in vielen Gewerben Verwendung findet. Die bei der Öl-Erzeugung entstehenden Abfälle werden zu Futter- und Düngemitteln verwertet. Ein großer Teil der Kerne wird auch getrocknet und in Scheiben zerschnitten, um in der Zunderbäckerei Verwendung zu finden. Die für diesen Zweck erforderliche Menge wird auf etwa 40 Millionen Nüsse jährlich geschätzt. Neben diesen aus der Kokosnuss gewonnenen Produkten, die indessen noch viel reichhaltiger sind, werden aus den Blättern der Palme Matten, aus den Fasern Matten und grobe Decken, aus dem Holz Latten und Sparren und aus den Schalen Gebrauchs- und Schmuckgegenstände hergestellt. Die Hülle der Kokosnuss enthält eine wertvolle Faser, welche hauptsächlich zur Herstellung von Tauwerk Verwendung findet. Die Faserrückstände werden zur Polsterung von Matratzen und in der Gärmerei gebraucht, da Insekten dieselben nicht beschädigen. Die Hülle der Kokosnuss liefert zwei Arten von Fasern. Die eine Art ist die gewöhnliche Faser, welche zum Verspinnen und zur Herstellung von Matten dient, die andre ist die Härtenfaser und liegt unterhalb der ersten. Die Härtenfaser ist viel wider, fester und gerader als die Spinnfaser und wird in ausgedehntem Umfang zur Härtenfabrikation verwandt. Die Verarbeitung der Spinnfaser erfordert besondere Maschinen zur Zer-

quetschung, Entfaserung und Verspinnung. Die zu Garn versponnene Kokosfaser findet hauptsächlich zur Herstellung von Fußbödenbelegen und von Fußdecken Verwendung. —

Astronomisches.

— Ein internationaler Plan zur Erforschung der veränderlichen Sterne von Professor Pickering, dem Direktor der Harvard-Sternwarte, veröffentlicht. Es ist eine anerkannte Tatsache, daß das Studium der veränderlichen Sterne für die Himmelskunde von großer Bedeutung ist, daß es aber gegenwärtig in noch zu geringem Umfang betrieben wird. Die veränderlichen Sterne haben bekanntlich ihren Namen daher erhalten, daß sie ihre Lichtstärke in gegebenem Zeitwechsel ändern. Man unterscheidet sie in zwei große Gruppen, je nachdem diese Schwankung der Helligkeit in einer langen oder einer kurzen Periode erfolgt. Wechelt ein Stern seinen Glanz bis zu einem gewissen Grade binnen kurzer Zeit, so ist seine Beobachtung und die genauere Erkundung dieser Eigentümlichkeit verhältnismäßig leicht. Wenn aber die Helligkeitsschwankung sehr allmählich vor sich geht, so ist ihre Beobachtung weit schwieriger, und es ist ganz sicher, daß es noch eine große Zahl von Sternen am Himmel giebt, deren Veränderlichkeit noch gar nicht entdeckt worden ist. In der That vergeht kaum ein Monat, ohne daß diese Eigenschaft an einem Stern festgestellt wird, der bis dahin für unveränderlich gehalten wurde. Aus diesem Grunde schlägt nun Professor Pickering vor, daß sich eine größere Zahl von Beobachtern an verschiedenen Sternwarten zu einer planmäßigen Erforschung der veränderlichen Sterne zusammen thun solle, und er wird demnächst eine Liste von 73 veränderlichen Sternen herausgeben, die zunächst der Beobachtung zu unterwerfen wäre. Dies geschieht in der Art, daß man sich in der Umgebung eines solchen Sterns zwölf andere Sterne zum Vergleich auswählt, von denen der hellste etwas heller als der veränderliche Stern in seinem größten Glanze, der schwächste etwas schwächer als der Veränderliche während seiner geringsten Leuchtkraft sein muß. Selbstverständlich bedarf es eines guten Fernrohrs zu diesen Untersuchungen, aber keines so bedeutenden, daß nicht fast jede Sternwarte zu diesen Forschungen erheblich beitragen könnte. —

Humoristisches.

— Neues Wort. „Du bist wirklich ein Glückspilz! Fährst du mit dem hübschen Mädel vier Stunden im Omnibus. Ihr habt Euch natürlich auch geküßt?“

„Na und wie! Ich sage Dir, wir haben uns küßlich abgeomnibusselt!“ —

— Ein nervöser Mensch. „Ich sage Ihnen, mein Mann ist so nervös, davon machen Sie sich kaum einen Begriff; wenn der irgendwo Holz sägen sieht, da fängt er gleich an zu schwitzen.“ —

— Gefährlich. Angeheiteter Ehemann (der vom Nachtwächter bis an die Hausthüre gebracht worden ist): „Sie nehmen Sie sich in acht, jetzt kommt der Hauschlüssel heruntergefliegen!“

Nachtwächter: „Wird so gefährlich nicht sein!“

„Oh, vielleicht doch . . . meine Alte bindet gewöhnlich den Stiefelknecht dran.“ —

(„Morgend. Hum. Bl.“)

Notizen.

— Björnsterne Björns neuestes Drama „Laboremus“ erscheint demnächst im Verlag von Albert Langen (München). —

— Ferdinand Gregori wird Ende dieses Monats im Wiener Burg-Theater in „Faust“, „Probepfeil“ und „Wilhelm Tell“ gastieren. —

— „Die erste Geige“, eine Komödie von den dänischen Dramatikern Peter sen und Wied, erlebte kürzlich im Schiller-Theater zu Kiel ihre erste, erfolgreiche Aufführung in Deutschland. —

— Adele Sandrod ist vom 1. September an auf drei Jahre an die Münchener Hofbühne engagiert worden. —

— Miß Webster-Powell beginnt am 27. März im Opernhaus in der Rolle der Rosine im „Barbier von Sevilla“ ein Gastspiel. —

— „Der Riese Schlatto“, eine Fandichtung von Josef Erb, wurde dieser Tage in Straßburg i. E. mit Erfolg zum erstenmale aufgeführt. —

— In der Giordano Bruno-Vereinigung wird am Mittwoch Dr. Juliusburger über „Gehirn und Seele“ sprechen. —

— Die rote Spinne ist im Stande, ganze Kulturen vollständig zu vernichten. Sie zeigt sich stets dann im Mistbeet, wenn zu wenig gelüftet und nicht genügend gespritzt wird. Wird die Spinne rechtzeitig bemerkt, so hilft starkes Besprühen oder Ueberstäuben mit pulverisiertem Schwefel. —